

ergab, dass 44% der Befragten Beschimpfungen (inkl. Beleidigung, Bspucken sowie Auslachen), 11% direkte Bedrohungen, 12% Beschädigung ihres Eigentums, 9% bestohlen, 7% körperliche Gewalt, 21% sexuell belästigt, 14% sexuelle Übergriffe und 1% (versuchte) Vergewaltigung in den letzten zwölf Monaten aufgrund der Zugehörigkeit zur LSBTTIQ-Community erfuhren. Des Weiteren wurden Erfahrungen in einem Zeitraum von zehn Jahren abgefragt. Die Ergebnisse der letzten zwölf Monate und zehn Jahre sind fast deckungsgleich. Weitere Vorfälle, die ohne Bezug zur LSBTTIQ-Thematik gemacht wurden, wurden nicht abgefragt. Bemerkenswert ist, dass nur 20% der Betroffenen die erlebten Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen bei der Polizei meldeten. Dies lässt Rückschlüsse auf eine enorm hohe Dunkelziffer zu. Die Studie fragte auch nach „Strategien der Unsichtbarkeit“. Damit sind vermeidende Strategien in der Öffentlichkeit gemeint, die dazu dienen sollen nicht als nicht-heterosexuell erkannt zu werden. Nur 11% verneinten diese Frage vollständig und 89% gaben an, im öffentlichen Raum sich nicht so verhalten zu können, wie sie wollten.

„Für diese Menschen war es keine unhinterfragte Selbstverständlichkeit, sich mit ihrer geschlechtlichen und sexuellen Identität im öffentlichen Raum zu bewegen. Vielmehr wurden (bewusst) Strategien angewandt, um die eigene Identität weniger transparent sein zu lassen und – so die Annahme – Konfrontationen, Diskriminierung und Gewalt zu umgehen“ (Göth/Jäger 2018, S. 21).

Die Ergebnisse zeigten, dass mehrere Strategien gleichzeitig zur Anwendung kommen. 64% gaben an, auf gleichgeschlechtliche Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit zu verzichten. 62% vermeiden bestimmte Orte bei Nacht, 20% bei Tag und 51% gehen Umwege, um sich sicherer zu fühlen. Als Paar nicht zu erkennen geben sich 56%. Auf ihr Verhalten achten und ggf. dieses zu vermeiden oder die Körpersprache zu kontrollieren gaben 43% der Befragten an. Symbole und Zeichen der LSBTTIQ-Community vermeiden 34% und 22% Bücher, Magazine oder Broschüren. Andere Kleidung tragen 21% um nicht aufzufallen. Bevor die Teilnehmer*innen zu ihren erlebten Erfahrungen und Strategien befragt wurden, sollten sie eine Einschätzung abgeben, wie hoch ihre Erwartungen sind Opfer von Diskriminierung und Gewalt im öffentlichen Raum in den nächsten zwölf Monaten zu werden. 53% gaben an damit zu rechnen, belächelt oder ausgelacht zu werden. Mit Beleidigungen und Beschimpfungen rechnen 44%. 26% erwarten sexuelle Belästigung, 18% Bedrohung und 18% Diebstahl an. Sexuelle Übergriffe und Gewalt werden von 16% erwartet und bspuckt zu werden von 7%. Damit decken sich die Erwartungen zum größten Teil mit den berichteten Erfahrungen (vgl. insg. Göth/Jäger 2018).

Die zuvor erwähnten „Strategien der Unsichtbarkeit“ führen dazu, dass ein großer Teil nicht-heterosexueller Menschen nicht als solche wahrgenommen werden. Nur diejenigen, die sich nicht verbergen können oder wollen, prägen das gesellschaftliche Bild meist in Richtung „schrill“. Diese Stereotypen werden durch die Medien weiter stabilisiert und gepuscht (vgl. Rauchfleisch 2011, S. 130 ff.). Die Rolle der Medien wird dabei oft unterschätzt, obwohl sie maßgeblich an der Wissensbildung der Mehrheitsgesellschaft, deren stereotypischen Denkweisen und der daraus resultierenden Diskriminierung beteiligt sind (vgl. Ruhrmann 2017, S. 367 ff.). Hierdurch können die Vorurteile nur schwer abgebaut werden, denn ein „sanfter“ Übergang ist nicht möglich. Der starke Stereotyp der Nicht-Heterosexualität fungiert dabei als „Feindbild“, dient der Abgrenzung und der Abwertung des Gegenübers, um sich selbst aufzuwerten (vgl. Hummrich 2017, S. 337).

Jungen heranwachsenden Menschen werden diese Stereotype wiederholt vor Augen geführt. Ihnen fehlt es an vielfältigen Vorbildern, mit denen sie sich identifizieren können. Dies verhindert ein früheres Experimentieren mit verschiedenen „Identitäten“, um aus eigenen Erfahrungen eine ganz eigene Identität kreieren zu können (vgl. *Ittel/Raufelder/Scheithauer* 2014, S. 331). Davina Höblich postuliert in ihrem Kommentar zum 15. Kinder und Jugendbericht „sexuelle und geschlechtliche Vielfalt“ (vgl. insg. 2017) das Thema der sexuellen Orientierung als Entwicklungsthema des Jugendalters. Sie benennt drei Kernherausforderungen des Jugendalters:

- „Erstens eine allgemeinbildende, soziale und berufliche Handlungsfähigkeit (Qualifizierung),
- Zweitens eine persönliche Balance zwischen der eigenen Freiheit und der sozialen Zugehörigkeit zu finden (Selbstpositionierung)
- Sowie drittens Verantwortung für sich selbst zu übernehmen (Verselbstständigung)“ (*Höblich* 2017, S. 47).

Die Selbstpositionierung sieht sie als große Herausforderung für nicht-heteronormative Jugendliche in der neuen Bildungslandschaft der Ganztageschulen, der Kinder- und Jugendhilfe und allgemein in der Kinder- und Jugendarbeit. Wie kann hier die Ermöglichung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in einem diskriminierungsarmen Raum gelingen, wenn sie nicht einmal in Medien, Politik oder dem öffentlichen Leben sichtbar sind (vgl. *Höblich* 2017, S. 47)?

„Umgekehrt bestehen nach wie vor sichtbare Diskriminierungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Personen (LSBT*) in Form von Beleidigungen,

Witzen bis hin zu körperlicher Gewalt, die zu einem erhöhten Risiko, psychisch zu erkranken, führen können“ (Höblich 2017, S. 47).

Gerade im „Zwangskontext“ Schule sind nicht-heterosexuelle Personen den Norm- und Wertevorstellung der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt und können aufgrund der Schulpflicht nicht einfach fernbleiben.

„Da die Peer-Beziehungen größtenteils auf Freiwilligkeit beruhen, ist es notwendig, dass die Schüler von ihren Mitschülern positiv wahrgenommen und beurteilt werden. Gelingt ihnen dies nicht, setzen sie sich der Gefahr aus, dass die Gleichaltrigenbeziehungen aufgelöst werden“ (Kahlke 2016, S. 9).

Hinzu kommt die soziale und ökonomische Abhängigkeit der Heranwachsenden von ihrem Umfeld und der damit einhergehenden höheren Vulnerabilität (vgl. Höblich 2017, S. 48 und Pereira/Cunha/Monteiro/Esgalhado/Afonso/Loureiro 2019, S. 884).

Das Deutsche Jugendinstitut e.V. erreichte 2015 im Rahmen der Studie, „Coming-out – und dann...?!“ (vgl. insg. Krell/Oldemeier 2015) 5.037 Proband*innen. Kernaussagen der Studie sind: Die Angst, aufgrund der Nicht-Heteronormativität abgelehnt zu werden, ist gegenüber Familie, Freunde, der Öffentlichkeit sowie in der Schule/Ausbildung/Uni und am Arbeitsplatz enorm hoch (mind. 60%). Ein Fünftel gab an, Angst vor körperlicher Gewalt oder Bestrafung durch die Eltern zu haben. Nach dem Coming-out fühlten sich 63% nicht ernstgenommen, 47% wurden ignoriert und 37% nicht mitgedacht. Über die Hälfte der befragten Personen gab an, in Bildungs- und Arbeitsstätten beschimpft, beleidigt oder lächerlich gemacht worden zu sein. Einer von zehn Proband*innen berichtete körperliche Gewalt aufgrund der Nicht-Heterosexualität erfahren zu haben.

Die britische Studie „The experiences of young gay people in Britain’s schools“ (vgl. insg. Statham/Jadva/Daly 2012) kam zu ähnlich gravierenden Ergebnissen. Mehr als die Hälfte der lesbischen, schwulen und bisexuellen (lsb) Jugendlichen erleben Mobbing in der Schule. 99% der Befragten hören Zuschreibungen, wie „das ist so schwul“ und „du bist so schwul“. 90% der Beleidigungen sind „queer“, „schwul“ oder „Schwuchtel“. Die Hälfte der Schulen sieht dies als problematisch, die andere Hälfte nicht. Drei von fünf gemobbten schwulen Schülern geben an, dass Lehrer, die Zeuge des Mobbing sind, niemals eingreifen. Nur zehn Prozent der schwulen Schüler geben an, dass Lehrer homonegative Sprache jedes Mal infrage stellen, wenn sie sie hören.

„Wissenschaftliche Erkenntnisse zur Situation von Kindern aus Regenbogenfamilien“ (Nordt/Kugler/Recla 2010, S. 9) ergaben, dass die Kinder von gleichgeschlechtlichen Paaren nur ein Defizit im Vergleich zu heteronormativen Paaren aufweisen. Dies ergibt sich aus den homonegativen Reaktionen des sozialen Umfeldes (vgl. Nordt/Kugler/Recla 2010, S. 9 ff.).

Die Metastudie „Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland“ (vgl. insg. Sielert/Timmermanns 2011) vergleicht unterschiedliche Studien und kommt zu folgenden Ergebnissen:

„Homophobe Stimmungen, Diskriminierung und Gewalt gehören immer noch zu den Sozialisationsbedingungen von [lsbtqi] Jugendlichen“ und „[homophobe] Einstellungen in der Bevölkerung [liegen] immer noch bei ca. der Hälfte der Bevölkerung [vor]“ (Sielert/Timmermanns 2011, S. 37).

Die Familie als einer der wichtigsten Bezugspunkte für Rückhalt und als Schutzraum für Kinder und Jugendliche (vgl. Ecarius/Köbel 2011, S. 383 f.) verliert seine Bedeutung für nicht-heterosexuelle Heranwachsende, haben doch viele von ihnen mit Repressalien von ihren Familien zu rechnen. Drei Viertel der Jugendlichen haben Angst vor einer ablehnenden Haltung ihrer sexuellen Orientierung im Freundeskreis. Dieser stellt mit der Familie die wichtigste Sozialisationsinstanz dar und wirkt bei der „Vermittlung von gruppenspezifischer Orientierungen und der Bereitstellung von Deutungsangeboten zur Selbstpositionierung“ (Höblich 2017, S. 48) in besonders starker Weise. „Schwul“ oder „Schwuchtel“, aber auch „Lesbe“ sind auf deutschen Schulhöfen nach wie vor die häufigsten Schimpfwörter (vgl. Klocke 2012, S. 87). Durch die Ausweitung der Ganztagschulen und der damit verbundenen Abnahme von Freizeit der Schüler*innen (vgl. Deutscher Bundestag 2017, S. 208) sind nicht-heterosexuelle Heranwachsende noch länger einem homonegativen Raum ausgesetzt. Alle drei Kernherausforderungen des Jugendalters werden hierdurch in besonderer Weise angesprochen und gefordert. Der homonegative Ort Schule kann durch Mobbing die Leistungsfähigkeit einschränken und sich so auf die Qualifizierung der betroffenen Person auswirken. Insbesondere psychische Belastungen, wie Einsamkeit, Risikoentwicklungen und Identitätsprobleme führen dazu, dass sich viele lsb Schüler*innen erst nach Beendigung der Schulzeit outen (vgl. Krell/Oldemeier 2015, S. 21).

„Damit verlieren sie Freiräume der Selbstpositionierung und Verselbstständigung, da aufrichtige Freundschaften, erste Liebesbeziehungen und die Bearbeitung der Entwicklungsaufgabe ‚Umgang mit Sexualität lernen‘ biografisch nach hinten verlagert werden“ (Fend 2005, S. 254 zitiert nach Höblich 2017, S. 48).

Die Studie „Identitätsentwicklung schwuler Jugendlicher“ (vgl. insg. *Biechele* 2009) kam zu dem Ergebnis, dass das Suizidrisiko bei schwulen Jugendlichen vier- bis sechsmal höher ist im Vergleich zu heterosexuellen jungen Männern.

An dieser Stelle sind die Pädagog*innen gefragt und sollten mit diversitätssensibler Herangehensweise die Themen bearbeiten und auch außerschulische Angebote einbinden, schließlich sind ca. 7,4% aller Menschen nicht-heterosexuell (vgl. *Deveaux* 2016). Somit sind in jeder Klasse ein bis zwei Menschen betroffen.

2003 erließ die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAGLJÄ) einen Beschluss: „Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema der Jugendhilfe“ (vgl. insg. *BAGLJÄ* 2003). Das Thema wird als „wichtiger Aspekt“ betitelt und soll in ALLEN Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe angemessen berücksichtigt werden. Aus diesem Beschluss heraus zeigt sich die Brisanz der Thematik für die Soziale Arbeit insbesondere in Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch in angrenzenden Arbeitsfeldern. Die juristischen Hintergründe hierzu werden in Kapitel neun näher erläutert.

Die BAGLJÄ verweist in ihrem Beschluss ausdrücklich auf sämtliche Leistungsbereiche der Kinder- und Jugendhilfe:

„[...] in allen Maßnahmen ambulanter und stationärer erzieherischer Hilfen [...] im Sinne einer Normalisierung ein vorurteilsfreier Umgang mit der Thematik Homosexualität zum Alltag gehören [muss].“ und „Haupt- und ehrenamtlich in der Jugendhilfe Tätige sollen im Rahmen von Aus- und Fortbildung zum Thema sexuelle Orientierung qualifiziert werden, und zwar im Kontext einer allgemeinen Wertschätzung von Vielfalt, von Respekt vor dem Anderen, von Erziehung zu Gemeinschaftsfähigkeit sowie von Prävention von Diskriminierung und Gewalt“ (*Nordt/Kugler/Recla* 2010, S. 12).

Der Erfolg der Umsetzung dieses Beschlusses lässt sich aufgrund der Studienergebnisse, die seitdem durchgeführt wurden, stark bezweifeln.

Hierzu lässt sich ebenfalls die Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan 2014 anführen, der die geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in den gesamten Bildungsplan als Querschnittsthema inkludiert (vgl. insg. *Tuider/Dannecker* 2016). Dieser wurde mit homonegativen und sexistischen Anfeindungen torpediert. Der Widerstand ist enorm und Feindbilder werden heraufbeschworen. Es ginge um „Frühsexualisierung“ oder Verführung zu „nicht normalen“ Sexualitäten (vgl. *Jellonek* 2016, S. 7 ff.).